LEO BORN

TATORT FRANKFURT

VERGESSENE GRÄBER

EIN MARA BILLINSKY THRILLER

be THRILLED

Inhalt

Cover
Über dieses Buch
Über den Autor
Titel
Impressum
Teil 1: Die Symbole des Todes
- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19

Teil 2: Ein mörderisches Labyrinth
- 20

21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
Teil 3: Das Blut von damals
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55

56
57
58
59
60
61
62
Teil 4: Der Schmerz, der bleibt
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88

Über dieses Buch

Eine grausame Mordserie hält Frankfurt in Atem. Der Täter schlägt scheinbar willkürlich zu, allerdings mit einer Ausnahme: Alle Opfer sind jung und erfolgreich. Ihre Ermittlungen führen Mara Billinsky und Jan Rosen zu einer ehemaligen russischen Ballett-Tänzerin, die etwas über die Morde zu wissen scheint. Doch selbst als ihr eigener Sohn verschwindet, schweigt sie eisern weiter. Aber Mara lässt nicht locker und gerät – ohne es zu ahnen – mitten in einen tödlichen Rachefeldzug …

Über den Autor

Leo Born ist das Pseudonym eines deutschen Krimi- und Thriller-Autors, der bereits zahlreiche Bücher veröffentlicht hat. Der Autor lebt mit seiner Familie in Frankfurt am Main. Dort ermittelt auch – auf recht unkonventionelle Weise - seine Kommissarin Mara Billinsky

LEO BORN

VERGESSENE GRÄBER

EIN MARA BILLINSKY THRILLER

be THRILLED

Originalausgabe

»be« – Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Bernhard Stäber
Umschlaggestaltung: Massimo Peter-Bille
Unter Verwendung von Motiven von
© Shutterstock: Midiwaves | KHIUS | r.classen

ISBN 978-3-7325-8560-1

be-ebooks.de
lesejury.de

Teil 1

Die Symbole des Todes

1

Sie hatte ein Monster kennengelernt. Hatte ihm in die Augen geblickt und darin die Hölle gesehen. Eine stumpfe, farblose, erbarmungslose Hölle. Sie zitterte, ihr Körper bebte geradezu. Ihre Gedanken rasten und landeten doch immer in denselben dunklen Winkeln ihres Kopfes, der so sehr schmerzte. Kamen immer bei denselben Fragen an.

Wann war die Lösegeldforderung zu Hause eingegangen?

Wie hatten ihre Eltern reagiert?

Wann würde die Geldübergabe stattfinden?

Sie kauerte in der hintersten Ecke des Raumes, rollte sich in Fötushaltung auf der Matratze zusammen, deren Gestank sich mit dem Geruch ihres getrockneten Schweißes vermischte. Ihr war kalt. Doch sie wusste genau, dass sie sofort wieder am ganzen Körper heftig schwitzen würde, sobald sie die Schritte des Monsters hörte.

Nie hätte Sina Tannheim es für möglich gehalten, dass ein solches Wesen existieren konnte. Dass ausgerechnet *sie* ihm begegnen würde. Nie hätte sie es für möglich gehalten, dass man aus nichts anderem als aus Angst bestehen konnte, einer panischen, beinahe irrwitzigen Furcht.

Sie sog die Luft ein. Sie blinzelte, sah sich um in der mattschwarzen Finsternis, die sie umgab und die lediglich von einem hauchdünnen Streifen Helligkeit zerrissen wurde. Dort, am unteren Rand des von innen mit einer Sperrholzplatte verbarrikadierten Fensters, signalisierte

ihr hellgraues Licht, dass es Tag sein musste. Wie lange befand sie sich mittlerweile hier? Wohl mehr als achtundvierzig Stunden. Knappe zehn Quadratmeter. Nackter Boden, nackte Wände. Für ihre Notdurft gab es einen Eimer, dessen verbeultes Blech schimmerte. Ein Heizkörper auf Rollen, betrieben mit einem brummenden Generator, sorgte dafür, dass sie nicht erfror. Dabei wäre der Tod vielleicht sogar eine Erleichterung.

Ja. Mehr als achtundvierzig Stunden Hölle.

Sina versuchte so ruhig wie möglich zu atmen und einen letzten Rest Hoffnung zusammenzukratzen. Bald musste es doch vorbei sein, sagte sie sich. *Bald.* Dann wäre sie frei. Zurück in ihrem alten Leben, das so geradlinig, unbeschwert und vielversprechend verlaufen war. Bis zu jenem Tag, an dem das Monster … nein, nicht daran denken, die Gedanken daran einfach nicht zulassen. Und doch hetzten ihr bereits wieder unaufhaltsam dieselben Fragen entgegen.

Wann war die Lösegeldforderung zu Hause eingegangen?

Wie hatten ihre Eltern reagiert?

Wann würde die Geldübergabe stattfinden?

Endlich gelang es Sina, gleichmäßiger zu atmen. Sie holte Luft, stieß sie aus, immer wieder, als wäre es das Einzige, wozu sie noch imstande war. Einatmen. Ausatmen. Einatmen. Ausatmen.

Im nächsten Moment zerschellte ihre gerade wiedererlangte Ruhe wie hauchdünnes Glas.

Schritte.

Sie biss sich auf die Unterlippe, bis sie bitteres, metallisches Blut schmeckte.

Die Schritte kamen näher.

Dreimal hatte er ihr es schon angetan. Früher hätte sie wohl angenommen, das erste Mal müsste das Schlimmste sein. Doch so war es nicht. Mit jeder Sekunde Warten auf das nächste Mal wurde es quälender.

»Bitte nicht!«, flüsterte sie, die Augen zugepresst, die Finger ineinandergekrampft. *»Bitte nicht!«* Sie zog ihren Rock herunter, so weit es ging. Sie drückte die Innenseiten ihrer Schenkel fest zusammen und spürte dabei das Blut, das auf ihrer hellen Haut rostrot eingetrocknet war. Ihre Fingernägel waren abgebrochen, ihr Haar klebte am Kopf. Schon wieder Schweiß. *Angstschweiß.*

Die letzten Schritte. Das Öffnen der Tür, das von einem leisen Quietschen begleitet wurde.

Sina zitterte noch stärker. Sie hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Dass Furcht so *wehtun* konnte! Ein nicht allein seelischer, sondern tatsächlich körperlicher Schmerz.

Bitte nicht, bitte nicht!

Lieber sterben.

Oder war …?

Ein Gedanke durchzuckte sie, jäh wie ein Blitz: Würde er ihr womöglich sagen, dass das Lösegeld bezahlt worden sei? Dass alles vorüber sei?

Aber sie hatte ihn gesehen. Sein Gesicht. Die Fratze dieses Monsters. Sie konnte ihn *beschreiben*.

Die Tür wurde komplett aufgestoßen. Ein großes Viereck aus Tageslicht wurde sichtbar, in dessen Mitte die dunklen Umrisse des Mannes aufragten. Die Helligkeit blendete Sina. Aber nicht nur deshalb senkte sie sofort den Blick. Sie wagte es nicht, ihn anzuschauen, schielte nur zu seinen festen Schuhen.

Er ging kurz in die Knie, um den wieder mit Salzkräckern und getrockneten Apfelringen gefüllten Plastikteller sowie einen Pappbecher mit Wasser auf dem Boden abzustellen.

Sie spürte seinen taxierenden Blick wie eine Berührung.

Er richtete sich auf, kam auf sie zu.

Sie musste würgen, aber nur ein wenig Schleim drang aus ihrer Kehle. Sie spuckte.

Das Monster stand da und wartete geduldig.

Noch ein Würgen, noch ein bisschen Schleim. Sina betrachtete hilflos die kleine grünliche Lache neben der Matratze.

»Fertig?«, raunte er ihr zu. »Genug gekotzt?«

Weiterhin hielt sie die Lider gesenkt. Sie wimmerte.

Dann war er bei ihr. Ganz nahe. Zerrte ihren Rock nach oben. Seine eiskalten, harten Hände auf ihrer Haut. Seine Kraft. Sein Keuchen.

Lieber sterben.

2

Die Pullover in grellem Bordeaux oder Türkis gehörten der Vergangenheit an. Sie waren allesamt im Altkleidercontainer gelandet. Kommissar Jan Rosen trug inzwischen graue oder schwarze Longsleeves, gelegentlich einen dunklen Hoodie. Das passte auch besser zu der nachtblauen Wollmütze und der Jacke im Armeestil. Aber es ging um viel mehr als um einen neuen Look – es ging um einen neuen Rosen. So erhoffte er es sich zumindest. Um einen härteren, mutigeren, ehrgeizigeren Kriminalbeamten, als er es bisher gewesen war. Ihm war selbst nicht so ganz klar, warum er derart lange auf schrille Farben gesetzt hatte – vielleicht nur, um von seiner stillen, scheuen Art mit etwas Schreiendem abzulenken.

Er streifte sich die Mütze über, als er vor das Präsidium trat. Der Abend senkte sich über die Stadt. Am Himmel bildeten Wolkenfetzen ein wildes Muster. Der letzte Schneeregen lag kaum eine Stunde zurück. Es war noch einmal richtig kalt geworden, der Winter schien einfach kein Ende zu nehmen.

Einen Moment war Rosen versucht, nach oben zu den Fenstern des Großraumbüros zu spähen, das er mit anderen Beamten der Mordkommission teilte. Er meinte förmlich den Blick aus den beunruhigend dunklen Augen zu spüren, die seiner Kollegin Mara Billinsky gehörten.

»Gehst du wieder ins Bahnhofsviertel?«, hatte sie ihn vorhin gefragt, als er sich in den Feierabend verabschiedete.

Seine Antwort war nur ein vages Murmeln gewesen, ausgelöst durch den mitleidigen Ton, den er in ihrer Stimme wahrzunehmen meinte.

»Ich habe nichts vor, ich könnte dich begleiten«, hatte sie angeboten, doch er hatte sich rasch nach draußen auf den Flur geschoben.

Er wollte nicht, dass Billinsky ihn unterstützte. Er wollte nicht einmal, dass sie davon wusste, dass er mehrmals in der Woche in das eigentlich von ihm verhasste Viertel aufbrach, um die Straßen zu durchstreifen. Er hätte es ihr nie sagen sollen. Dass Anyana Lupescu seine Gedanken immer noch täglich beschäftigte. Dass er Anyana *suchte*. Nicht etwa gezielt, nicht systematisch, sondern einfach nur auf gut Glück, ohne Plan, was gar nicht zu seiner ansonsten überlegten, fast pedantischen Vorgehensweise passte.

Beim Einsteigen in seinen Audi entdeckte er aus den Augenwinkeln tatsächlich Billinskys schmale Gestalt am Fenster, und er glitt schnell hinters Steuer. Auf der Fahrt musste er wie so oft über sie nachdenken. Das lag nicht nur daran, dass Mara die ganze Abteilung gehörig durcheinandergewirbelt hatte. Vor allem war sie ihm nach wie vor ein Rätsel, obwohl sie nun schon eine ganze Weile zusammenarbeiteten.

Gelegentlich, bei einem gemeinsamen Glas Wein nach Dienst, schien ihre raue Schale Risse zu bekommen. Aber immer wenn er meinte, dass sie nun wirklich einmal etwas von ihrem Innenleben preisgeben würde, machte sie gleich wieder dicht. Sie wurde die Krähe genannt, früher spöttisch, mittlerweile mit gewissem Respekt. Dank ihrer dunklen, hart und direkt blickenden Augen und ihrer ebenso schwarzen Klamotten ein treffender Spitzname – bisweilen allerdings wirkte sie auf Rosen auch ganz anders. Dann strahlte sie etwas Verletzliches, beinahe Zerbrechliches aus.

Ein Rätsel eben. Er würde wohl nie schlau aus ihr werden.

Mara verschwand aus seinen Gedanken, als er den Wagen am Rand des Bahnhofsviertels in eine enge Lücke bugsierte und kurz darauf die Moselstraße hinabschlenderte, die Hände tief in den Jackentaschen vergraben. Ihm wurde bewusst, dass er gar nicht den Kopf hob, um die Umgebung und die Passanten zu betrachten. Mach dir nichts vor, sagte er sich stumm, du suchst Anyana doch überhaupt nicht mehr.

Vor einigen Monaten hatte er sich in die rumänische Zwangsprostituierte verliebt. Sie hätte als Zeugin gegen einen Gangsterboss aussagen sollen, war jedoch kurz vor Prozessbeginn aus Angst untergetaucht.

Hals über Kopf hatte es Rosen erwischt, stärker denn je. Aber wie er sich nun eingestand, hatte er die Hoffnung, sie aufzuspüren, längst aufgegeben. Wieso zog es ihn also immer noch regelmäßig in diesen Teil der Stadt? Nur wegen der traurigen Aussicht, sonst allein zu Hause sitzen und melancholischen Jazz von Chet Baker hören zu müssen?

Es war noch kälter geworden. Neonlichter zuckten um ihn herum, Gelächter erklang, vorbeifahrende Zuhälter ließen die Motoren ihrer aufgemotzten Schlitten dröhnen. Aus den Eingängen der Stripschuppen und Laufhäuser wummerten Technobeats.

Jan Rosen ging weiter und weiter, in Wirklichkeit jedoch trat er auf der Stelle. Einmal hatte er Mara Billinsky aus einer mehr als brenzligen Situation retten können – das war sein großer Moment gewesen, da hatte es ausgesehen, als könnte er aus seinem Schattendasein im Team ausbrechen und endlich mehr Anerkennung erhalten. Doch im Laufe der Zeit hatte er sich wieder Zentimeter für Zentimeter in sein Schneckenhaus zurückgezogen und war erneut der Mann für die Recherche, für den Schreibtisch geworden, nicht für die Front. Die Chance war da gewesen, aber er hatte nicht beherzt genug zugepackt, er war nicht hartnäckig genug drangeblieben.

Unwillkürlich musste er erneut an Billinsky denken. Sie mit ihrer forschen, frechen, manchmal fast rücksichtslosen Art war erst der Auslöser für ihn gewesen, sich zu verändern. Ein Ansporn. Ein Weckruf. Sollte er ihr dankbar dafür sein oder sie deswegen eher verfluchen? Er wusste es nicht so recht, und das alles nagte an ihm. Jan Rosen musste endlich eine Antwort finden, welchen Weg er denn nun einschlagen wollte.

Die Kälte setzte ihm zu. Er betrat einen türkischen Stehimbiss und bestellte einen Tee und einen Döner. Kurze Zeit später war er schon wieder auf der Straße, missmutig und ein wenig müde. Ein Betrunkener rempelte ihn an, ein Transvestit warf ihm spöttisch eine Kusshand zu. Rosen senkte den Blick, und die Sinnlosigkeit seiner Ausflüge in dieses Viertel war auf einmal geradezu erdrückend. Es wurde wirklich Zeit, nach Hause zu verschwinden. In seiner Wohnung war es einsam, aber wenigstens warm.

Zwei Frauen und ein Mann, die aus einem Hauseingang neben einem Sexshop herauskamen, fielen ihm auf. Der Kerl hatte beide Frauen hart am Arm gepackt und schimpfte auf sie ein. Diese Zuhältertypen mit ihren Muskelbergen und Tätowierungen widerten Rosen an. Er verlangsamte unbewusst seinen Schritt und hielt mitten in der Bewegung inne.

Eine der Frauen erinnerte ihn an Anyana. Aber so selten kam das auch nicht vor. In diesen Straßen gab es eben viele Mädchen wie sie, mit aufreizendem Gang, kurvigen Figuren und knapper Kleidung, selbst bei solcher Witterung. Die Frau hatte dunkelbraunes Haar, auch wie Anyana, aber deutlich kürzer, nur bis zu den Schultern.

Rosen beschleunigte schon wieder. Er war fast an dem Zuhälter vorbei, der die Frauen gerade mit Beleidigungen eindeckte, als ihm etwas auffiel.

Erneut erstarrte er.

Dann wirbelte er herum.

Selbst auf die Entfernung war es zu erkennen: das leicht herzförmige Muttermal auf der Wange der Brünetten.

»Mein Gott!«, stieß Rosen hervor.

Der Zuhälter riss die Fondtür eines geparkten schwarzen BMW auf und stieß die Frauen auf die Rückbank. Dann knallte er die Tür zu. Sein Blick erfasste Rosen, der wie angewurzelt dastand und ihn anstarrte.

»Was glotzt du denn so?«, rief der Mann. Er war groß, breitschultrig und hatte ein sorgfältig gestutztes Kinnbärtchen.

Rosen brachte keinen Ton heraus. Das Muttermal. Es war da gewesen. Er hatte es doch gesehen.

Oder?

Die hinteren Scheiben waren getönt. Er hätte alles dafür gegeben, ins Innere spähen zu können. Der Typ präsentierte Rosen den Mittelfinger. Er schob sich auf den Fahrersitz, knallte die Autotür zu und startete den Motor.

»Halt!«, hörte sich Rosen rufen, er hob sogar den Arm und wurde neugierig von einigen Passanten beäugt.

Der Wagen fuhr los.

War es Anyana? Saß sie tatsächlich in diesem Auto? Oder wurde er langsam verrückt?

»Halt!«, rief er noch einmal. »Stopp!«

3

Lautlos öffneten sich die Aufzugtüren. Paulina betrat den Flur, der zur einzigen Wohnung des obersten Stockwerks führte. Im ganzen Gebäude war es still. Ein anonymer, unpersönlicher und schmuckloser Kasten, erbaut in den Siebzigern.

Die Sohlen ihrer gefütterten Stiefel mit den flachen Absätzen verursachten nicht das leiseste Geräusch auf dem hellbraunen, kaum abgelaufenen Teppich. Sie war in unauffälligen, eher dunklen Farbtönen gekleidet. Ihr Gesicht versteckte sie hinter einer großen Sonnenbrille und einer schwarzen Wollmütze, die sie tief in die Stirn gezogen hatte und die ihr langes blondes Haar komplett verhüllte. Keine einzige Strähne lugte unter dem Rand hervor.

Vor der Tür blieb Paulina stehen, um den Schlüssel, den sie bei ihrem letzten Besuch behalten hatte, aus der Manteltasche zu ziehen. Sie öffnete die Wohnungstür, verschwand im Inneren und schloss sie leise hinter sich. Grauenvoller Gestank schlug ihr entgegen. Doch nach einem kurzen Luftanhalten gelang es ihr, das auszublenden. Es gab Schlimmeres auf der Welt als üble Gerüche, oder etwa nicht?

Sich hier aufzuhalten, stellte ein beträchtliches Risiko dar und war nicht einmal absolut notwendig. Dennoch war sie nicht etwa unbedacht hierher aufgebrochen, sondern hatte sich informiert und dabei zu ihrer Überraschung festgestellt, dass das, was sich in diesen vier Wänden

abgespielt hatte, noch immer nicht an die Öffentlichkeit gedrungen war.

Ja, ein stilles Haus, ein anonymes Haus. Und das spielte ihr in die Karten.

In den letzten Wochen war sie ständig von dem Gedanken geplagt worden, dass sie etwas übersehen hatte und womöglich die Papiere nicht gründlich genug durchgegangen war. Die Sache hatte ihr einfach keine Ruhe gelassen.

Es gelang ihr auch weiterhin einigermaßen, den Geruch an sich abprallen zu lassen. Sie betrat das kleine Arbeitszimmer und durchsuchte den Schreibtisch. Das Leder ihrer Handschuhe strich über brüchig und gelblich gewordene Blätter. Sie schaltete den Computer ein und tippte das Passwort ein, das sie bei ihrem ersten Besuch erfahren hatte. Aber da fand sich nichts Neues, was ihr hätte weiterhelfen können.

Anschließend überprüfte sie den nach wie vor offen stehenden Safe. Eine größere Summe Bargeld hatte er enthalten, doch die hatte sie bereits an sich genommen. Sie betrachtete das einfache Chromregal und machte sich erneut am Schreibtisch zu schaffen. Nichts. Keine Adressbücher. Keine hastig hingekritzelten Telefonnummern. Keine sonstigen Notizen.

Paulina suchte das benachbarte Wohnzimmer auf. Es war recht groß, enthielt jedoch nur wenige Möbel. Sie widerstand der Versuchung, die Balkontür aufzureißen und frische Luft hineinzulassen, auch wenn sie ganz bestimmt niemandem aufgefallen wäre, weder einem Bewohner der ähnlich hohen Nachbargebäude noch einem möglichen Passanten, der aus einem zufälligen Impuls heraus nach oben gespäht hätte.

Beiläufig ließ sie den Blick über die Dächer wandern, über diese abweisende, unnahbare, hinterhältige Stadt. So war ihr Frankfurt immer vorgekommen. Ein paar Semester hatte sie an der Goethe-Universität studiert, doch das lag

lange zurück. Sie wandte sich vom Fenster ab und betrachtete das einzige Gemälde, das sich in der gesamten Wohnung befand. Vor violettem Hintergrund zeigte es eine ganz in Weiß gekleidete, gesichtslose Ballerina, eingefangen in einer Pirouette. Das von einem wuchtigen Rahmen gehaltene Kunstwerk passte nicht zum kahlen Rest der Wohnung.

Nun durchsuchte sie das Bad und das winzige Zimmer mit dem Gästebett, das wirkte, als wäre es niemals von irgendjemandem benutzt worden. Dann die Küche: die Schränke mit dem wenigen Geschirr, die Schubladen mit dem wenigen Besteck, den fast leeren Kühlschrank.

Zurück ins Wohnzimmer. Alles war aufgeräumt. Nichts stach ihr ins Auge. Sie roch den Staub der vielen Jahre, die ereignislos vorübergezogen sein mussten. Sie versuchte sich vorzustellen, wie der Mann hier einen Tag nach dem anderen verbracht haben musste. Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Leere. Eintönigkeit. Vor der Welt verborgen.

Paulina seufzte. Was für eine Schnapsidee. Sie hatte *nichts* übersehen, sie war schon beim ersten Mal gründlich genug gewesen. Was auch sonst?

Dennoch ging sie auch noch ins Schlafzimmer. Hier war der Gestank übermächtig. Sie presste hart die Lippen aufeinander und kniete sich neben das Bett, um den Nachtschrank zu überprüfen, auf dem noch zerfledderte Zeitungen lagen, deutsche und internationale.

Nichts. Sie stand auf und nahm sich den Kleiderschrank vor. Auch hier nichts Auffälliges.

Ja, eine Schnapsidee.

Doch penibel und hartnäckig, wie sie war, begab sie sich noch einmal in das Arbeitszimmer. Die einzigen Gegenstände, die sie außer dem Schlüssel und dem Bargeld an sich genommen hatte, waren alte Leitzordner gewesen. Auf dem Chromregal sah man noch, wo sie gestanden hatten: exakte Linien im Staub. Paulina zog ein

Papiertaschentuch aus der Manteltasche und wischte die Spuren sorgfältig weg, damit kein cleverer Polizist darauf kommen konnte, dass hier etwas entwendet worden war.

Sie stand da, umgeben von Stille, und dachte nach. Zu allen Personen, die auf ihrer Liste standen, hatte sie Angaben in den Ordnern gefunden. Nur zu einer nicht. Ein vages Lächeln umspielte ihre Lippen, als ihr das Gemälde wieder einfiel. Von Neuem betrat sie das Wohnzimmer. Sie nahm das Bild von der Wand und untersuchte es genauer. Auf der Rückseite, eingeklemmt zwischen Rahmen und Leinwand, stieß sie auf einen Umschlag. Sie öffnete ihn und überflog die Blätter und Fotografien, die er enthalten hatte.

Erneut musste sie lächeln. Ihr Instinkt hatte sie nicht getrogen. Trotz der Gefahr, trotz des Risikos hatte sie noch einmal hierherkommen müssen, und es hatte sich gelohnt. Sie schob alles zurück in den Umschlag und verstaute ihn in ihrer Innentasche. Jetzt verfügte sie auch über Informationen, die die letzte Person auf der Liste betrafen.

Wer hätte es gedacht? Der Kerl war also ein sentimentaler Hund gewesen: ein Umschlag hinter einem Gemälde. Sogar Fotos. Wie romantisch! Und wie lächerlich.

Sie hängte das Bild wieder auf.

Als Paulina die Wohnung verließ, musste sie am Schlafzimmer vorbei, dessen Tür nach wie vor offen stand. Sie warf keinen Blick mehr in den Raum, in dem der Mann auf dem Bett lag. Tot, stinkend, verwesend.

4

Der Motor des Taxis röhrte laut. Aus dem Radio drang indische Musik, die der turbantragende Fahrer leise gedreht hatte, als Dennis Malik auf der Rückbank Platz genommen und seine Adresse in Bockenheim genannt hatte. Jetzt war die Straße frei, der Wagen beschleunigte, rechts und links an den Fenstern schossen die Gebäude regelrecht vorbei.

Dennis schloss die Augen und merkte, dass sich sein Mund zu einem Grinsen verzog. Er war berauscht. Nicht nur von reichlich Gin-Tonic, sondern vor allem von der pulsierenden Gewissheit, unaufhaltsam zu sein. Das Studium war vorbei, er hatte mit grandiosen Noten abgeschlossen, die letzte Party lag hinter ihm, und in Kürze würde er zu einer ausgedehnten Neuseelandreise aufbrechen, nach deren Ende er seine erste Arztstelle anzutreten hatte. Nicht irgendwo, sondern im sonnigen Kalifornien, wo er bereits einige Semester studiert hatte. Die Welt stand ihm offen. Wie auf einem Silbertablett lag sie vor ihm, er musste nur noch zugreifen. Die Zukunft, das Leben. Jetzt konnte es *losgehen*.

Es war fast vier Uhr morgens, dennoch war er versucht, das Smartphone aus der Manteltasche zu ziehen, um seine Eltern anzurufen. Er verdankte ihnen so viel, und er wollte sie an seinem Glücksgefühl teilhaben lassen, selbst um diese Tageszeit. Doch sein Verstand gewann die Oberhand, er ließ das Handy stecken.

Sie erreichten die Konrad-Broßwitz-Straße, in der ihm sein Vater eine schicke Dachwohnung besorgt hatte. Dennis bezahlte, gab ein großzügiges Trinkgeld und stieg aus. Auch die harsche Frankfurter Kälte konnte seiner Hochstimmung nichts anhaben, als er in der Hosentasche ungeschickt nach dem Schlüssel wühlte. Er dachte an L. A., an den Strand von Santa Monica. An *The Ivy*, das Promi-Restaurant am Robertson Boulevard in Beverly Hills, und an *The Perch* in der Hill Street mit dieser unglaublichen Roof Top Bar. Er dachte an all die hübschen kalifornischen Blondinen. Wie hätte er da frieren können?

Pfeifend fuhr er im Aufzug nach oben. In der Wohnung stieg er aus den Halbschuhen und ließ den Mantel achtlos auf den Boden fallen. In seinem Kopf drehte es sich ein wenig. Noch immer pfiff er vor sich hin, laut und falsch. Erst im Wohnzimmer knipste er das Licht an, dimmte es jedoch gleich stark herunter. Die Ecke, in der das neue Ledersofa stand, blieb vollkommen von Dunkelheit erfüllt.

Noch einen Gin zum Abschluss?, fragte er sich stumm, als er stehen blieb, fast schon in der Mitte des Raumes. Da war doch noch eine Flasche *Hendrick's*, oder? Ein merkwürdiges Gefühl erfasste ihn. Ein *unangenehmes* Gefühl. Seine fröhliche Trunkenheit verlor sich schlagartig. Er drehte sich um.

Ein Mann stand neben der Zimmertür.

Dennis starrte ihn völlig perplex an.

Der Kerl war groß, breitschultrig. Und sein Gesicht war …

Mein Gott!, schoss es Dennis durch den Kopf. Ein Monster!

Was sollte das? Ein Einbruch? Nie hätte er damit gerechnet, dass … Aber Moment mal, nichts war durchwühlt worden, alles befand sich an seinem Platz. Dennis' Gedanken schlugen wilde Purzelbäume. Und dazu zerrte diese Stille an seinen Nerven.

»Wie sind Sie hier reingekommen?«, fragte er mit einer Stimme, die ihm ganz fremd war, so lächerlich dünn hing sie in der Luft.

»Das war kein Problem«, lautete die ruhige, sachliche Antwort des Mannes.

Und nun? Dennis wusste nicht, was er tun sollte. Eine fast absurde Situation. Hätte er nicht so viel Angst gehabt und wäre es hier nicht um ihn gegangen, hätte er womöglich laut loslachen müssen.

Aber es ging um ihn.

Der Fremde trat zu. Völlig ansatzlos. Er traf Dennis genau zwischen die Beine. Schmerz durchzuckte Dennis. Ein Faustschlag erfolgte so schnell, dass er ihn gar nicht sah. Er wurde quer durchs Zimmer geschleudert und landete auf dem Teppichboden, den seine Mutter liebevoll ausgesucht hatte.

Dennis war nie geschlagen worden, in seinem ganzen Leben nicht, und er konnte kaum fassen, was da innerhalb von Sekunden über ihn hereingebrochen war. Die Angst in seinem Inneren rang mit seinem Verstand, der einen klaren Gedanken hervorzubringen versuchte.

Blut lief ihm aus der Nase. War sie gebrochen? Er betastete sie vorsichtig, fühlte die klebrige Flüssigkeit.

»Hoch mit dir!«, befahl der Fremde, von dessen Handschuh ebenfalls Dennis' Blut tropfte.

Dennis gehorchte, fast schon mechanisch. Sein Blick wanderte von den roten Tupfern auf dem Teppich zu der Fratze des Mannes.

»Mein Bargeld«, hörte Dennis sich stammeln. »Es ist nicht viel in der Wohnung. Ehrlich.«

»Ich will deine Scheine nicht.«

»Ich habe keine Wertgegenstände«, sagte er hilflos.

»Drauf geschissen.«

»Meine Kreditkarte ist im Geldbeutel. In der Manteltasche. Der Mantel ist …«

»Ich will deine Kreditkarte nicht.«

Der Eindringling musterte ihn. Nicht etwa feindselig oder auch nur angespannt, sondern eher mit einer überheblichen Neugier. »Du hast bisher ein schönes Leben gehabt, oder?«, fragte er. »Sorgenfrei? Mit jeder Menge Spaß?«

Dennis starrte ihn hilflos an. Seine Angst wurde immer größer.

»Und nun wartet eine schöne Zukunft auf dich, stimmt’s? Du bist wirklich ein beneidenswertes Kerlchen.«

Der nächste Hieb mit der Faust kam wiederum fast ansatzlos, und Dennis wurde gegen die Wand geschleudert. Noch ein Schlag. Er sackte zusammen. Seine Wange berührte den weichen Teppich, die Nase blutete noch stärker.

»Ich versteh das alles nicht«, jammerte er. »Warum?«

»Weil ich deine Tränen sehen will. Und deine Pisse, die dir vor Angst an den Beinen klebt.«

Es stimmte. Dennis hatte uriniert – und es gar nicht gemerkt.

Ein Geräusch ertönte. Ganz leise. Das Rascheln von Stoff, gefolgt vom Quietschen teuren Leders. Die Laute kamen von der im Dunkel liegenden Ecke des Wohnzimmers. Dennis spähte dorthin.

Auf dem Sofa saß jemand. Offensichtlich die ganze Zeit schon.

Die Person erhob sich und trat ins Licht.

Kalte Augen betrachteten ihn. Augen, die keinem Monster gehörten. Aber das machte alles nur umso verwirrender.

Was sollte das?, fragte sich Dennis erneut, in immer größerem Entsetzen. Er verstand nichts. Die Welt spielte verrückt. Hatte sich innerhalb eines Wimpernschlags von Weiß in Schwarz verfärbt.

»Meine Kreditkarte«, begann er in seiner Verzweiflung von Neuem. »Sie ist …«

»Vergiss endlich die Karte, vergiss das Geld, das sagte ich dir doch schon.« Der Fremde griff in seine Jackentasche und holte eine Rolle Klebeband hervor. »Es geht um etwas anderes. Um eine ganz andere Währung.«

»Und was soll das sein?«

»Auch das sagte ich dir bereits. Tränen. *Deine* Tränen.«

Sekunden schlichen vorbei, langsam, ganz langsam.

Dennis hatte tatsächlich Tränen in den Augen. Sie tropften auf den Teppich, genau wie das Blut. »Ich hab niemandem etwas getan.«

Es kam keine Antwort.

»Was wollt ihr denn nur von mir?« So weinerlich, verletzlich, schwach, gar nicht mehr seine Stimme.

»Was wir wollen?« Das Monster starrte ihn an. »Nur eine einzige Sache. Eine Kleinigkeit. Nicht weiter bedeutend.«

»Was immer es ist, ich gebe es euch.«

»Natürlich tust du das.«

»Und was ist es?«, stammelte Dennis.

»Dein Leben.«

5

Im Wohnungsflur war es schon entsetzlich gewesen, aber hier im Schlafzimmer …

Mara Billinsky hielt den Atem an. Sie spürte, wie sich ihr der Magen umdrehte. Unwillkürlich legte sie den Handrücken unter die Nasenlöcher, sie musste würgen und unterdrückte es. Der faulige Gestank hing als unsichtbare Wolke in der Luft, derart aggressiv und kraftvoll, wie sie nie zuvor etwas gerochen hatte.

Erneut versuchte sie die Luft anzuhalten, auch wenn das letztlich nicht viel nützte.

Rosen hatte ihr per WhatsApp mitgeteilt, dass er sich verspäten würde. Besser für ihn. Der Anblick einer Leiche war immer schwer zu verkraften, handelte es sich jedoch um ein Opfer, das bereits seit Wochen tot sein musste, überstieg das jegliche Grenze des Erträglichen. Mara versuchte sich auf die Einzelheiten zu konzentrieren, alles als schlichte Fakten in ihrem Kopf abzuspeichern, auch wenn das verdammt schwer war.

Der Mann lag auf dem Bett. Auf dem Laken hatten sich Rinnsale Wege gebahnt, rosa verfärbt vom Cholesterin: Körperflüssigkeit, die aufgrund der Raumwärme ausgetreten war. Ein grauer Haarschopf. Das Gesicht und der Körper waren wegen der welligen Berglandschaft aus zahllosen Maden kaum erkennbar. Ein helles T-Shirt und eine rote Jogginghose klebten am Körper. Die Füße waren nackt und beinahe sichelförmig gekrümmt, die Zehen wie

eingerollt. Auf den Sohlen und den Knöcheln zeichneten sich Totenflecken als dunkle rot-violette Muster ab.

Mara musste da durch. Sie hatte keine Wahl. Die Hand über Nase und Mund gestülpt, beugte sie sich vor, um das Gesicht unter dem Gewusel der Maden noch einmal aus der Nähe betrachten zu können. Verklebte Augenlider, angefressene Pupillen. Die Lippen waren aufgeplatzt. Der Kiefernmuskel trat hart wie ein Tau hervor. Das Gerinnen von Muskelproteinen fing in den Lidern an, am Hals, am Kiefer. Sämtliche Muskeln im Körper wurden starr und fixierten die Leiche zunächst in der Stellung, in der sie sich befand.

Trotz des schlimmen Zustands des Leichnams konnte man den langen Schnitt erkennen, mit dem jemand dem Mann die Kehle durchtrennt hatte.

Mara richtete sich wieder auf.

In dieser Wohnung hatte nur eine Person gelebt, und aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich bei ihr um das Opfer. Simon Jenal. Alleinstehend, keine Kinder. Hier wohnhaft seit etwas mehr als achtzehn Jahren. Das war im Moment alles, was Mara über ihn wusste. Die spärlichen Erkenntnisse über Simon Jenal hatte ihr ein Gespräch mit dem Hausmeister gebracht. Er war es auch gewesen, dem der Gestank als Erstem aufgefallen war, woraufhin er gleich die Polizei unterrichtet hatte.

Die Spezialisten der Kriminaltechnik huschten in ihren hellen Schutzanzügen und Plastiküberschuhen um Mara herum, leise, emsige Gestalten, die etwas von Gespenstern an sich hatten. Einer der Männer machte sich an den gekrümmten Fingern des Toten zu schaffen. Ein trockener Laut erklang, als würde ein Zweig gebrochen werden, dann ein Rascheln, ein Klicken und drei Piepser in schneller Folge. Das war der mobile Fingerabdruck-Scanner, ein Spritzguss-Eingabegerät mit einem Adapter für ein iPhone. Eine App auf dem Smartphone verarbeitete den Scan in ein hochauflösendes Bild und übermittelte die Daten direkt an

die Zentrale, wo sie mit Hunderttausenden gespeicherten Abdrücken verglichen wurden.

»Die Finger sind in einem schlechten Zustand«, meinte einer der Kriminaltechniker, die Stimme aufgrund seiner Maske gedämpft. »Sieht so aus, als ob der Scanner nicht in der Lage wäre, die Rillen zu erkennen.«

»Ist das genau aus diesem Grund herbeigeführt worden?«, fragte Mara.

Der Mann nickte. »Ziemlich sicher. Das liegt keineswegs nur an den Verwesungserscheinungen. Offenbar hat man ihm ganz gezielt die Fingerkuppen versengt.«

Mara zwang sich zu einem letzten prüfenden Blick auf den Toten und verließ das Schlafzimmer. Sie nahm sich einen Raum nach dem anderen vor, ganz in Ruhe, konzentriert, immer noch den grässlichen Gestank in der Nase.

Um einmal kurz innehalten zu können, stellte sie sich an eines der Fenster und schaute auf die Parkanlage, die viele Etagen unter ihr lag und von strahlenförmig angeordneten Beeten geschmückt wurde. In der Mitte stand eine Sonnenuhr, Kieswege führten zu der gegenüberliegenden Mauer mit dem prächtigen Wandbrunnen. Aus den beiden speienden grotesken Gesichtern, die ein Medusenhaupt einrahmten, sprudelte kein Wasser, dafür war es zu kalt. Im Sommer war es recht schön hier, fast beschaulich, obwohl man praktisch nur einen Steinwurf von der City und der großen Einkaufsstraße, der Zeil, entfernt war.

Vom Eingang her, wo ein uniformierter Beamter als Wache postiert war, drangen Stimmen zu Mara. Sie folgte dem Flur und empfing Jan Rosen, der gerade eintraf, mit einem unmissverständlichen Blick.

»So schlimm?«, meinte er.

»Schlimmer.« Sie hob warnend die Hand. »Erspar dir den Anblick. Ich habe mich bereits ausgiebig umgesehen. Und Fotos werden wir sowieso noch bekommen.«